# Ob- und Nidwaldner Portraits

Autor(en): **Wyrsch, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **123 (1982)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1033996

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# Ob- und Nidwaldner Portraits

Sind die Stanser ungehalten, weil sie im Kalender für 1981 nur mit zwei Kapuzinern vertreten waren, zwar ehrwürdige geistliche Herren, aber nur an den Fuss des Stanserhorns vom Orden kommandiert? Also nicht freiwillige, sondern herkommandierte Beisässen? Aber zum Schluss unserer Reihe wird es anders.

Wer kommt auf dieser Zeichnung so prächtig und mächtig in festlicher Gewandung angeritten? Ein Ross sieht man zwar nicht, vielleicht weil das Papier zu kurz beschnitten war, aber einer, der so daherkommt, kann nur beritten sein. Es ist *Remigi Würsch-Murer,* (1851—1913), Bauer im Kell ob Beggenriet, der derart den Umzug der Beggo-Zunft von 1909 als Schultheiss anführte und der heute nach 70 Jahren dem Gedächtnis seiner Mit-Zünftler fast entschwunden ist. Aber in Stans ist er dank Zeichnung von Robert Durrer wohlbekannt und willkommen. Kommt er doch gerade recht, um den Stansern anzukünden, dass es nun mit Würde und Bürde, mit Busse und Trauer zu Ende geht, und dass nun Freude und Festivität, die ernste und die heitere Muse, mit Musik und Tanz antreten, um zuletzt im Wasser — nicht Badewanne oder Schwimmbassin — wieder ganz sauber und ernst zu werden.

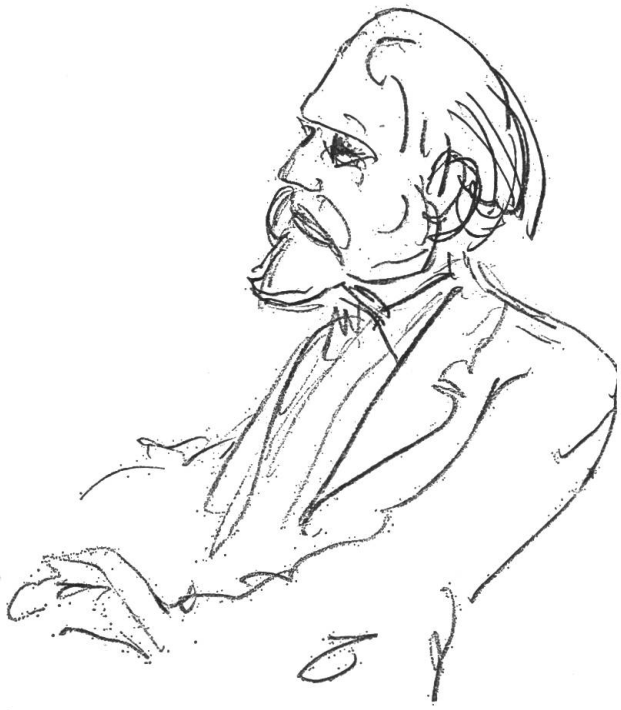
Aber es gehört sich, dass festliche Wochen mit der Kunst der Musen beginnen, am schönsten mit Musik und dafür hat Stans vorgesorgt.

Wer sitzt denn so da, leicht zurückgelehnt, doch nicht der Bequemlichkeit wegen, sondern in sichtlicher Spannung, das Haupt ganz leicht nach hinten, die Arme nach vorn, nicht locker, sondern angehalten und jeder Finger etwas anders gebogen, als hätte jeder seine besondere Aufgabe? Kein Zweifel, am Flügel sitzt Meister *Carl Detsch,* mit scharfem Profil, der kurze Bart am Kinn, die Haare zurückgekämmt, und er spielt vorne und lässt ein Tongewoge aufsteigen aus einem Flügel, der nur nicht gezeichnet ist. So haben wir ihn seinerzeit in Stans im Kollegi oft gesehen. Diesmal aber hat Carl Detsch (1859—1939) im Theater in Stans ein Konzert mit eigenen Kompositionen für Klavier allein und auch für Gesang mit Begleitung gegeben, wobei seine beste, liebste Schülerin Hildegard Kaiser sang. Wir wissen es ganz genau, denn Robert Durrer, der unter den Zuhörern sass, hat ihn während des Spielens gezeichnet auf dem Programm. Nur das Jahr wurde dort nicht gedruckt, dürfte aber wohl um 1930 herum gewesen sein.

Wer weiss heute in Stans noch etwas von Carl Detsch? Dabei war er von 1887—1909 Lehrer im Kollegi für Klavier, Gesang und Harmonielehre, kehrte 1927—1939 nochmals zurück und gab noch Stunden. Und während all diesen 34 Jahren ging er vormittags eine Stunde und nachmittags eine Stunde spazieren, gegen St. Heinrich, oder gegen Wil oder an den Bürgenberg hinab oder gegen St. Joseph, immer allein und genau eine Stunde. Dies hielt er für nötig der Gesundheit wegen. Und, nur wenn es regnete, dann mit Radmantel eine Stunde lang hin und her in der trockenen Friedhofhalle.

Aber seine Lebensgeschichte hat trotzdem ihre Geheimnisse. Warum kam er von Würzburg her, wo er Meisterschüler für Klavier gewesen war, ausgerechnet ins Kollegi, auf

ein Inserat hin wurde gesagt? Warum hat er, dem kein Kollegi-Student zärtliche Gefühle zum andern Geschlecht zutraute, 1908 überraschender Weise geheiratet? Und zwar eine



deutsch-amerikanische Witwe namens Lavinia, die wie durch himmlische Fügung im Haus von Glaser-Nänni am Dorfplatz Unterkunft fand? Wieso hat er, dem jedes unmusikalische Geräusch auf die Nerven ging, es mit seiner Frau zehn Jahre lang im Lärm von New-York ausgehalten? Warum kam er als Witwer wieder nach Stans zurück, zwar nicht mehr ins Kollegi, sondern privat, doch gab er wie gesagt ausgesuchten Kollegi-Studenten und Sängerinnen doch im Privat-Haus Stunden? Und wieso hat dieser schmächtige, kleine, hagere Mann, fast ein Männchen, könnte man sagen, es verstanden, sein Leben bis zum 80. Jahr auszudehnen. Denn erst 1939 starb er im alten Kantonsspital. Allein diesen Fragen und noch einigen dazu ist einer in Nr. 24 und 25 des «Nidwaldner Volksblatt» 1967 lange nachgegangen, aber fand keine Antwort. Einer wie Carl Detsch bleibt einmalig in Stans, wohl seit es das Dorf gibt.

Nach dem Musischen meldet sich des öftern das Animalische, mit etwas Hunger und Durst. Schon die auswärts wohnenden Regierungsräte und einige Stanser dazu pflegten einst in den autolosen Zeiten nach der anstrengenden Montag-Sitzung durch die Nägeli- und zugleich — damals — Landschreibergasse ins «Rössli» zu wandern, um dort zu Mittag zu essen und mit dem Kaffee-Jass ihre zwei Franken Sitzungsgeld zu verprassen. Dafür eignete sich das «Rössli» besser als die noblen Gaststätten rings um den Dorfplatz. Denn man war dort unter sich und etwas abseits und ungewünschte Zuhörer, die nachher über die einfältigen Reden der Regierung lästerten, gab es dort nicht.

Also durften auch die Herren Kantonsrichter, nachdem sie Gerechtigkeit geübt und verurteilt oder frei gesprochen hatten, ins «Rössli» zum Mittagessen gehen. Robert Durrer griff auch bei Gerichtssitzungen gerne zu Bleistift und irgend einem herumliegenden Papier, und flugs war auf dem Blatt Präsident oder Gerichtsschreiber, Anwalt oder Angeklagter da. Als Beispiel nur sei eines dieser Bilder wiedergegeben, eine Frau, zwar in Beggenriet wohnhaft, aber keine zum Dorf und Nidwalden gehörig, von auswärts zugewanderter. Aber ihr Lebenswandel und Gewerbe wurde gar zu offen betrieben — was der Zeichnung übrigens anzusehen ist —, so dass

gerichtlich eingeschritten werden musste, was natürlich mit Amtsernst geschah.

Aber wenn die Richter dann in die «Rössli»-Stube traten, löste sich der Ernst und die Spannung des Amtes, denn nicht beim Hineingehen schon wird man bestaunt und kommt ins Gerede. Darum sind schon die sieben Mannen am 10. Oktober 1864 ins «Rössli» gegangen, um den Historischen Verein von Nidwalden zu gründen, der nun weit über 100 Jahre alt werden konnte und nicht ans Einschlafen denkt. Und am 4. Jänner 1906 sind auch die Richter und, was dazu gehört, hier eingekehrt, aufgelegt zu Scherz und Einfall. Nur der Staatsanwalt Jos. Käslin, den wir vom Kalender für 1973 schon kennen, macht ein etwas mürrisches Gesicht. Aber vielleicht war ihm die Kunst der Beredsamkeit nicht nach Wunsch gelungen, und zudem war er ja lebenslanger Junggeselle und hätte es vielleicht doch lieber anders gehabt. Aber etwas entfernt von ihm, neben einem unbekannten, wohl auswärtigen Anwalt, wer sitzt dort? Auf ersten Blick: Es ist Dr. iur. *Theodor Gabriel* (1875—1961), damals noch junger Mann, aber kenntlich an Haltung, Bart und Profil, schon verheiratet mit Alwina und Mieter im Ober-Stock des Leuw-Hauses über 50 Jahre, lang und immer gleicher Meinung oben und unten. So bequem wie er hatte es aber auch keiner, der im Rathaus an einem Amtstisch zu schreiben hatte, morgens und mittags. Nicht einmal öffentliche Strasse und Platz musste er betreten. Denn weil früher die Holzhütte für das Leuw-Haus am Rathaus drüben war — damals allerdings noch nicht ans alte Rathaus angebaut —, hatten die Leuw und ihre Mieter das Recht, um Holz zu holen durch den Garten des Wammischer-Hauses zu gehen. Nur die Treppe aussen an diesem Drei-Mäderl-Haus, die auf die Marktgasse führte, durften sie nicht begehen. Aber Gabriel tat es doch, weil er damit ungesehen von der Neugier der Dorfplatz-Aufpasser hinabkam. Der «Nägeli»-Franz, der Ältere natürlich, ärgerte sich über diesen Missbrauch. Und weil unten an der Treppe eine Türe den Eingang zur Gasse freigab, verschloss er sie mit Schlüssel.

War Gabriel zur Zeit der Zeichnung im

«Rössli» noch Anwalt oder Richter? Sicher war er noch nicht Regierungsrat, denn was schrieb sein Widerpart Melchior Lussy — zu sehen im Kalender für 1974 —, als dem jungen Gabriel eine Wahl oder eine Würde vorenthalten blieb? Der junge Gabriel möge es nicht schwer nehmen, schrieb er, denn wie die Generäle Napoleons trage er den Marschallstab schon im Tornister? So schrieb er im «Unterwaldner». Und es stimmte genau, nur trug Gabriel nicht den kriegerischen Stab, sondern den dicken Federhalter des vieljährigen Polizeidirektors und des spätern Landammanns. Denn immer schrieb er mit Stahlfeder und Tinte, wohl nie auf der Maschine, in zügiger, kräftiger Schrift, leserlich von Jedermann. Nie wohl diktierte er im kleinen Zimmer des Polizeidirektors. Einmal soll ihm einer nachgerechnet haben, wie viele Blätter er in Jahrzehnten derart geschrieben habe. Soviel erinnerlich waren es nicht nur etliche, sondern viele Tausende.

Seiner Heimat Ennetbürgen hielt er, obgleich jung nach Stans verschlagen, die Treue. Wenn er doch einmal in die Ferien ging, dann nach Mattgrat, wo er Berg und Dorf und Ried zu Füssen hatte. Trotz des vielen Sitzleders im Amt blieb er aber ein guter Gänger. Nach dem Rücktritt vom Amt stieg er vormittags zur Kniri und Gotthardli hinauf, hielt Umschau und dann zum Mittagessen an den Dorfplatz.

Wie stand er mit Frau Alwina und den beiden Töchtern? Grundverschieden seien sie, schien es: Er zwar auch etwa spitzigwitzig, aber strenger Jurist, ohne Drang zu Grosser Welt; sie schwärmerisch für Theater, Kunst und Grosser Welt phantastisch, vorausplanend zu Festen, dem Heimatschutz und Trachtenwesen hingegeben. Gleich und Gleich gesellt sich gern, aber ungleich und ungleich ergänzt sich, was hie und da doch zutrifft.

In der Fasnacht 1919, eine Zeit zum Aufatmen nach Gefahr und Fasten in den vier Weltkriegsjahren 1914—18 und zuletzt noch dem Grippetod, veranstalteten einige Jugendlich-Fröhliche, aber auch unterstützt von bereits Bestandenen, einen Tanzabend im «Stanserhof», nicht öffentlich, mehr nur unter sich, nicht maskiert, aber doch etwas verkleidet. Frau Alwina machte gerne mit, so etwas gefiel ihr, doch hielt sie mehr nur Aufsicht, um im Notfall Ausartung zu verhindern, denn ihre beiden Töchter machten mit und waren eifrige und begehrte Tänzerinnen. Bei Eis und Kälte, die dicksten Mäntel umgeschlagen, war man in anbrechender Nacht hingegangen. Und man hielt dann auch die ganze Nacht aus. Da ging frühmorgens, vielleicht schon um fünf Uhr oder etwas später, die Türe auf und ein unverkleideter Mann trat herein, beide Arme weit von sich gestreckt, denn eine Anzahl Regenschirme hingen daran. Ohne dass wir es gemerkt hatten, war in der Nacht der Föhn eingebrochen und es regnete in Strömen auf Schnee und Eis. «O herrje der Theodor», rief Frau Alwina dem Frühaufsteher zu. Aber der Ton des Rufs war nicht ärgerlich oder vorwurfsvoll, im Gegenteil es war die Freude des Willkommens und der Fürsorge, emporgetragen in Miene und Stimme.

Man glaube aber nicht Theodor Gabriel sei ungesellig gewesen. Jeden Abend, wenn möglich, suchte er Geselligkeit, doch lieber eingeschlechtlich bei bestandenen Männern. Dies konnte man damals in Stans. Denn fast in jeder Wirtschaft gab es einen Tisch, nicht eigentlich Stammtisch und gar nicht Club, sondern einfach ein Tisch, wo ihrer Sechs oder mehr nach getaner Arbeit vor dem Nachtessen zusammen sassen zu einem Trunk mit Rede und Widerrede. Gelegentlich wurde auch, aus Laune oder mit Grund, die Wirtschaft gewechselt. In späterer Zeit sass Gabriel aber immer im «Engel» mit andern zusammen. Es gehörte sich auch, dass immer von beiden Parteien zusammengesessen wurde, also nicht wie ennet dem See, wo scharfe Trennung inne gehalten wurde. In Stans aber war es besser, denn man hörte auch die andere Meinung und konnte beistimmen oder widersprechen, und dann wurde man im Rathaus viel rascher einig. Aber nach und nach verliess mancher dieses Erdental und sein Bild wurde an die Wand gehängt. Eine Ahnen-Gallerie steter Wirtshaus-Gänger, denkt vielleicht mancher spöttisch, aber er geht fehl, denn Bilder verdiente Männer um Land und Volk war es, nicht weil sie ein Amt inne hatten, sondern da waren und jeder auf seine Art zum Rechten sah. Warum sind diese Bilder heute leider verschwunden, mitsamt den Stammtischen da und dort?

Kam einer, der es als Bub doch anders gesehen hatte, in spätern den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg, doch abends in den «Engel», dann sassen ihrer Zwei nur noch hinten an der Wand in den Ecken des Kanapees, die beiden Gabriele, der alt-Landammann von Ennetbürgen und der alt-Gastwirt aus dem Bündnerland, die beiden letzten der Tafelrunde. Meist schweigend sassen sie da. Hie und da sagte einer ein Wort zum andern. Dachten sie, die vieles Schlimme durchmachen mussten, an schlimmere oder doch bessere Zeiten? —

Wurde schon zu viel über die Nach-Sitzungen im «Rössli» geschrieben? Und doch fehlt noch der Wichtigste, nämlich *Robert Durrer,* der ja fast ein Leben lang auch Kantonsrichter war? Offenbar sass er dort einmal einem Spiegel an der Wand gegenüber, und mit wenigen Strichen frisch und keck zeichnete er ein Selbstporträt. Es ist gelungen, denn genau so sah er in seinem mittlern Lebensalter aus, aber nirgends ist ein Blatt aufzufinden, auf dem er ein anderes Mal sich selbst abzeichnete. Immer haben nur Andere ihn porträtiert oder gezeichnet. Ist das Selbstbildnis das beste? Wohl möglich, dass die Meisten oder gar alle zustimmen, die ihn noch lebendig gesehen haben.

Soll er mit diesem Bild von den Beschauern des Kalenders Abschied nehmen? Nicht so rasch, denn wer gehört zu jedermann auch hinzu? Diejenigen, ohne die dieser Jedermann nicht wären, nämlich die Eltern. Und von ihnen gehörte auch eine Zeichnung in den Kalender. Aber den Vater Robert Durrer (1836—1889) hat er vermutlich nie gezeichnet, denn er verlor ihn schon als Student. Es ist wenigstens keine Zeichnung bekannt, denn damals zeichnete Sohn Robert lieber Burgruinen und erfundene Gestalten anstatt Lebendiges. Die Mutter aber ist immer wichtiger, trotzdem Adam zuerst war, aber sich verführen liess in den bösen Apfel zu beissen. Pater semper incertus, mater semper certa, sagen deshalb die Juristen. Die Mutter Elisa geb. Zelger (1837—1917), aus dem Zelgerhaus gegenüber Rathaus, aber verstand es, ihn gewähren zu lassen und doch zu lenken. Für Jeden war es seinerzeit offensichtlich, dass der in Vielem unbändige Robert sie gerne hatte und sich von ihr beraten liess. Auch wenn sie vermutlich nie im «Rössli» dabei war und, zwar nicht ungesellig, aber doch zurückhaltend, gehört ihr Bild, das der Sohn in ihren ältern Jahren gezeichnet hat, auch in den Kalender. Es ist treffend, dies kann der Schreiber und manche Andere, die sie gelegentlich oder oft gesehen haben, bezeugen. So sah Frau *Elisa Durrer-Zelger* als Mensch und Mutter aus.

Doch nun ganz hinein in Lust und Tanz. Hat der Zeichner auch gefasnachtet, was einem Historiker zwar nicht verboten ist, aber doch etwas wider das Fach geht? Zugeschaut hat er sicher als jung schon mit Gefallen oder auch Missfallen, denn er war kein Einsiedler oder gar griesgrämig, seiner Lebezeit nie. Dass er als Jüngling selbst das Tanzbein schwang, ist aber nicht überliefert. Er war eher ein belustigter Zuschauer und auch Zeichner, wie an jenem «Nidwaldner Trachten-Abend» im «Engel», als er die hübschen Mädchen in ihrer schönen Nidwaldner-Tracht, die vor ihm sassen, zeichnen konnte. Hübsch und gute Tänzerinnen waren sie, nur nicht so recht verführerisch. Denn damals war die Zeit des Bubi-Kopf allmächtig und den Mädchen fehlte also gerade das, was als höchste

Zier gilt: Locken und Knoten der Haargeschlinge, was in vielen Liedern als Liebeszauber besungen wird. Die schönen Mädchen damals konnten also wegen der dummen Mode den Haarpfeil der Ledigen, den schönsten Schmuck, nicht ins Haar stecken. Wer weiss, ob da ein Jüngling wirklich auch einen Stich ins Herz spürte. Es hiess, die Tänzerinnen seien aus einer Nachbargemeinde gekommen, doch darf das Bild ruhig beschaut werden, denn es verrät nichts, weil sie dem Zeichner den Rücken zugekehrt haben.

Andere Bilder zeigen, mit wie wenigem, raschen Bleistiftstrichen Robert an Fastnacht-Tänzen den Schwung der jungen, schlanken Tänzer oder die Schwerfälligkeit der etwas beliebtern oder gar der ganz Ungeschickten erfassen und festhalten kann.

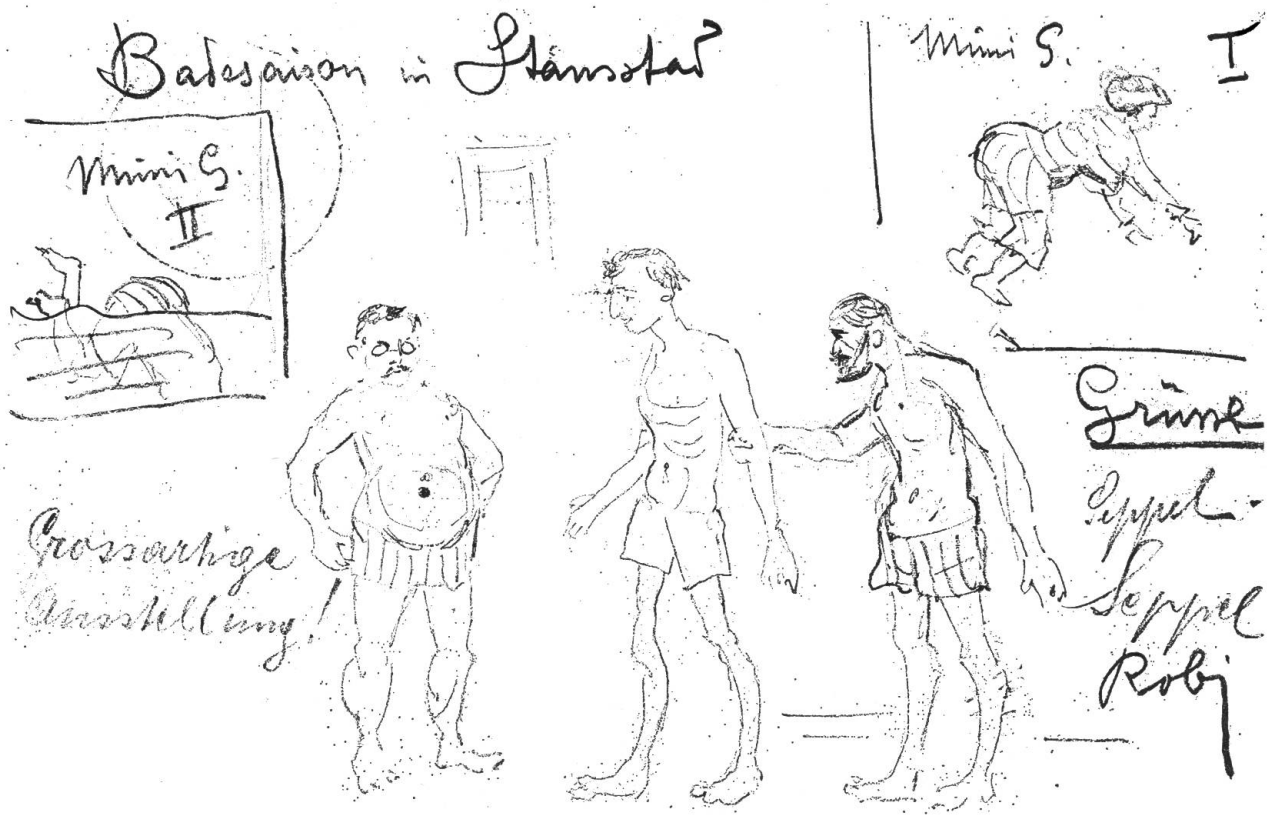
Er hat aber ausgerechnet in seinen jüngern Jahren die Tanzenden nur zu Spass oder Unterhaltung gezeichnet, aber hat selbst nicht mitgemacht. Weil er es sich nicht zutraute? Weil es sich für Gelehrte nicht so recht schickte? Eher das erstere, denn getanzt hat in einem unserer Dörfer ziemlich Jedermann, vom Landammann bis zum Nichtsnutz. Es wird sogar behauptet, die Novizen von Engelberg hatten, bevor sich das Gelübde ablegten, noch einmal tanzen dürfen. Selbstverständlich geschah dies nicht im Klosterdorf, sondern am Reichsfest des «Unüberwindlichen Grossen Rates von Stans» in der «Krone» hier. Denn der Gnädige Herr von Engelberg ist ja Verbündeter und Genosse dieses Rates.

Das Tanzen selber gelernt und ausgeübt hat aber Robert erst in einem Alter, wo Mancher damit aufhört. In jener geschilderten

Nacht im «Stanser-Hof» war er auch dabei und war als Tänzer unermüdlich und empfahl es immer wieder seinen längst bestandenen Freunden und Professoren als Jungbrunnen zur Nachahmung.

Zum Abschluss kommt das letzte Bild. *«Bade-Saison in Stansstad»* ist es überschrieben und auf eine der heute fast ausgestorbenen und damals rasch-zu-handene Korrespondenz-Karte ist es gezeichnet, so dass wir das einst von vielen, nicht immer saubern Fingern ergriffene und später verschollene und erst nach Jahrzehnten wieder aufgefundene Blatt

genau datieren können. «Stansstad, 7. Juli 1902» lesen wir den Poststempel auf der Rückseite, und Bruder und Schwester Bircher, die damals die Post verwalteten, waren sicher zuverlässig bis aufs Tüpfchen. Adressiert aber ist die Karte an die Gemahlin des einen der Drei, die damals im «Verena-Hof» Baden eine Bade-Kur mit Thermal-Wasser, also medizinisch unbeanstandbar und heilsam, überstand, während die drei Badenden in Stansstad nur in gemeinem Seewasser, immerhin vielleicht etwas sauberer als heutzutage, ihrer Lust sich hingaben. Wie die Drei mit ihren Lebzeiten: 1869—1932; 1879—1920; 1879—1970 also zur Zeit der «Bade-Saison» in Stansstad im besten Alter, mit Namen hiessen, muss nicht gesagt werden. Denn Robert Durrer hat mit wenigen Strichen das Wesentliche und Kennzeichnende der Drei so gut festgehalten, dass Jeder, der sie, ob im Kindesalter oder später, gesehen hat, die Namen nennen kann. Gesagt sei aber, dass alle Drei auch mit dem Kalender zu tun hatten am Schreibtisch, im Laden, in Druckerei und sonstwo. Sie waren also zu ihren Lebzeiten auch Kalender-Mannen und als dies verabschieden sie sich nun auch von Beschauern und Lesern.



*Schlusswort der Redaktion*

Die schalkhaften Schlussätze verraten den Autor: Prof. Dr. med. Jakob Wyrsch (12. 6. 92 — 29. 1. 80), dessen Name im Nidwaldner Kalender 1981, in dem die vorletzte Folge veröffentlicht worden ist, aus Versehen ungenannt blieb. Bald zwei Jahre nach seinem Tod findet jetzt die Reihe ihren Abschluss. Jakob Wyrsch hat darin für die Nachwelt festgehalten, was über die von seinem Freund, dem nidwaldner Kunsthistoriker Robert Durrer (1867—1934) skizzenhaft porträtierten Zeitgenossen zu sagen ist. Damit erst werden diese, oft bloss zum Zeitvertrieb auf irgendein Papier rasch hingeworfenen Zeichnungen auch für die Nachwelt aussagekräftig. So geben sie das Bild einer längst verflossenen Zeit wider, verkörpert in damals bekannten Stansern und anderen Nidwaldnern verschiedenen Standes. Es ist kein Zufall, dass die letzte der überaus zahlreichen und vielfältigen Publikationen Jakob Wyrschs weder wissenschaftlicher noch dichterischer Art ist, sondern seiner engern Heimat gilt, in der er fest verwurzelt war und die er liebte.

*K. D. Wyrsch*

## Wider e chli lache

Jä Meitili, wiä machsch mr ai
e so-n-e taibe Grind.
A jedum Hälmli glitzd dr Tai
im milte Morgedwind.
Und dui luegsch zum Verzwiifle
als gsächisch tuisig Tiifle.

Isch diär dr d'Nachd dr Schatz drvo,
isch ab und fort durhei?
Dr Luiser wird scho umecho,
dä bliibd nid lang ällei.
Nur wird er ordli stuine,
dich z'gseh i dere Luine.

Dui bisch doch so-n-es hibsches Chind,
hesch Aige wiä-n-es Reh.
So Meitili, wo taibi sind,
das will doch niämer gseh.
Äh, tue doch wider lache,
es megigs Gsichtli mache.

Und bliibd er fort und chund er nid,
de lach e dui la gah.
Erfarisch glii, ass ander gid,
wo dich wend gäre ha.
Nur tued's ai dene gnuege
bi some Uiseluege.

J. v. M.